

Christoph Nix

Gramscis Geist

Ein Sardisches Tagebuch

VSA:



Il giorno che arrivò in città
fresco dalla Sardegna,
per fare l'università
l'aveva già lui la
faccia di chi ci
insegna,
aveva già la sua
strana testa
grossa

e l'aria di uno
che ha freddo
fin nelle
ossa.....
G. LOLLU

Christoph Nix
Gramscis Geist
Ein Sardisches Tagebuch

Christoph Nix lebt und arbeitet in Konstanz und Alghero auf Sardinien. Er ist Strafverteidiger, Schriftsteller, Regisseur und Wissenschaftler (mehr unter christoph-nix.de). Im VSA: Verlag hat er 2024 die Neuauflage der Biografie von Guiseppa Fiori »Das Leben des Antonio Gramsci« herausgegeben.

Katrin Bollmann lebt und arbeitet als Illustratorin in Hamburg. Sie war 35 Jahre in der Designabteilung des Spiegel-Verlages tätig. Auf Reisen malt und zeichnet sie Land und Leute, beobachtet mit dem Stift in der Hand ihre Umgebung. Am liebsten auf Sardinien.

Sebastiano Piras lebt und arbeitet in Sardinien. Mitte der 1960er-Jahre begann er zu fotografieren, seit Ende der 1980er-Jahre vor allem Schwarz-Weiß-Reportagen über Sardinien (Karneval, religiöse und volkstümliche Feste, Traditionen etc.) und viele Länder Europas sowie Nordafrikas. Seine Fotos erschienen in Zeitschriften und Tageszeitungen. Über 25 Jahre lang war er Bühnenfotograf an der Oper von Sassari auf Sardinien.

Christoph Nix
Gramscis Geist

Ein Sardisches Tagebuch

Mit Zeichnungen von Katrin Bollmann
und Fotos von Sebastiano Piras

VSA: Verlag Hamburg

www.vsa-verlag.de

Lektorat: Franziska Bolli
Verlagslektorat und Layout:
Mareike Borger und Gerd Siebecke

© VSA: Verlag Hamburg 2024, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagabbildung Wandzeichnung in Orgosolo, Sardinien
(Foto: Wikimedia Commons, CC-Lizenz)
Druck und Buchbindearbeiten: CPI Books GmbH, Leck
ISBN 978-3-96488-218-9

Inhalt

Gramscis Geist	9
1. Ein Tritt im Sand (1980)	11
2. Der Bandit von Siniscola (1984)	27
3. Die Würmer, der Käse und das Meer (1986)	37
4. Der Professor fliegt (1988)	47
5. Stahlgewitter und der wilde Südosten (1994)	57
6. Der Wal – eine Oper für Gramsci (1998)	63
7. Der große Fluss (2000)	71
8. Auf dem Weg zur Hochzeit (2001)	79
9. Die Gassen von Dorgali (2003)	83
10. Komm zu mir, Schwester Tod (2004)	91
11. Le Dune Piscinas – Über den Missmut (2016)	95
12. Zum Glück geht's dem Sommer entgegen (2018)	99
13. Beckett in Alghero (2018)	105
14. Fastnacht in Mamoiada (2020)	111
15. Die dunkle Seite des Mondes – Spritztouren ans Ende der Welt (2024)	113
16. Der Heilige und die Banditen von Lula (2024)	125
17. Die Grundschule von Osilo oder Kinder brauchen Märchen (2024)	133
18. Gespenster	137
Reiserouten (ausgewählte Orte)	140
Orte der Reiserouten (Auswahl) auf einer Sardinien-Karte	141
Bahnlinien auf Sardinien	142

Für Sammy

Gramscis Geist

Im Mai 1928 wurde Antonio Gramsci wegen Anstiftung zum Bürgerkrieg angeklagt. Im Strafprozess beendete der Staatsanwalt sein Plädoyer mit dem Satz: »Wir müssen verhindern, dass dieses Hirn funktioniert.«

Ich bin 40 Jahre nach Gramscis Tod nach Sardinien gereist. Ich wollte wissen, was er für ein Mensch war, ich wollte seinem Blick folgen, seinem Leben nachspüren. Ich stand in dem Haus seiner Eltern, vor seiner Schule, ich sah alte Fotos und hielt die Totenmaske in meinen Händen. Bei meiner Reise hat mich der kleine Sarde begleitet, sein Hirn hat funktioniert, sein Herz hat geschlagen. Seine Geschichten und Märchenübersetzungen folgen dem Rhythmus kindlicher Gefühlswelten, dem Taktschlag der sardischen Obertongesänge. Seine Theorie der Zivilgesellschaft, sein Begriff Kultureller Hegemonie ist aktueller denn je.

Wenn man Sardinien erkunden will, kann man sich eines Reiseführers bedienen. Man kann aber auch das Leben Antonio Gramscis¹ im Handgepäck führen. Die Route ändert sich. Die Kompassnadel schlägt aus, die Reise wird intensiver. Sie kann zu einer politischen Meditation werden. Wir gehen auf große Fahrt, nach *Ghilarza*, wo Gramscis Leben begann, nach *Santu Lussurgiu*, wo er zur Schule ging, nach *Ulassai*, wo die Maus dem Berg eine wunderschöne Geschichte von Gramsci erzählt. Das Sardische Tagebuch führt quer über die Insel, hebt Geschichten vom Boden auf, ordnet alte Gedanken und stiftet neues Chaos. Man sollte sich nach Sardinien aufmachen, wenn man sich fremd geworden ist und sich in der Fremde wiederfinden will.

Mein Reisebericht geht über 44 Jahre. Auf der Landkarte kann man erkennen, wo ein Teil der Geschichten spielt, wo es sich lohnt, eigene Erfahrungen zu sammeln. Man braucht am besten eine Karte aus Papier, ein wenig Sprachkenntnisse, eine innere Suchbewegung. Alles andere fällt einem zu. Restaurants, Museen, Kirchen, Volkshäuser, Häfen, Festivals, die Einsamkeit, das Meer, Feen und Engel. Zwischen Dünen und Bergen, zwischen Bäumen und Felsen, auf Plätzen oder in Kirchen wird Antonio Gramsci um die Ecke kommen, mal in Gestalt eines Hundes, eines Kindes oder einer Eisverkäuferin. Er ist nachdenklich, träumt, manchmal schreibt er etwas auf:

¹ Guiseppe Fiori: Das Leben des Antonio Gramsci. Aus dem Italienischen von Renate Heimbucher und Susanne Schoop. Herausgegeben von Christoph Nix. Mit einem Epilog von Wolfgang Fritz Haug. Neuausgabe Hamburg 2024. Im Folgenden zitiert als »Fiori«.

»Sich selbst zu kennen, heißt, es sein, was man ist, Herr seiner Selbst zu sein, sich unterscheiden, aus dem Chaos herauskommen [...]. Und das kann man nicht erreichen, wenn man nicht auch die anderen kennt, ihre Geschichte, (ihre Landschaften, ihre]² Anstrengungen, die sie unternahmen, um das zu sein, was sie sind«.³

Folgen Sie Ihrer Nase und meinen Geschichten. Sie entdecken eine Insel am Ende der Welt.

² Hinzufügung des Autors.

³ Antonio Gramsci: *Socialismo e fascismo*. Il Grido del Popolo, 29. Januar 1916, zitiert nach Antonio Gramsci: Gedanken zur Kultur. Leipzig 1987, S. 11.

1. Ein Tritt im Sand (1980)



Ein Tropfen Speichel, ein Schluck Wasser, ein Fleck mitten im Meer. Wie eine Pfote. Links vom Stiefel. Die Spur eines Menschen? Ein Fußabdruck. Ein Tritt im Sand. Weg ist er. Der Mensch. Der Rest ist Erinnerung ...

In einem Brief von Gramsci an seine Schwägerin Tanja, der am Beginn von Fioris Buch über dessen Leben steht, öffnet sich dem Fremden eine verborgene Welt: Engel ohne Flügel und eine tröstende Poesie. Was für ein Bild für einen Vater, der in einer nassen und kalten Gefängniszelle sitzt, 17 Jahre lang, und seine Kinder nicht zu Gesicht bekommt, nicht

weiß, was sie fühlen, was aus ihnen geworden ist, was aus ihnen werden wird.

»Ich habe die Fotografien der Kinder erhalten, und Du kannst Dir vorstellen, wie sehr ich mich darüber gefreut habe. Zu meiner großen Genugtuung konnte ich mich jetzt mit eigenen Augen davon überzeugen, dass sie Körper und Beine haben. Seit drei Jahren habe ich immer nur ihre Köpfe gesehen, und allmählich fing ich schon an zu glauben, sie seien Engel geworden – ohne Flügel hinten den Ohren.«⁴

Ich wollte diesen Mann kennenlernen, wollte wissen, wie er gelebt hat, wie man seine Gedanken verstehen kann. Nichts hindert uns mehr daran, den Anderen kennenzulernen, als zu glauben, alles über den Anderen zu wissen. Aber was wissen wir über den Sarden Gramsci? Zwar mag es in jeder sardischen Stadt, in jedem Dorf eine »Via Antonio Gramsci« geben, aber deshalb wissen wir noch lange nichts über sein Leben in der sardischen Kultur. Wir wissen nichts oder zumindest wenig. Wer war dieser moderne kleine Mann? Ein Europäer mit weitem Blick von einer Insel mitten im Mare Nostrum?

Sardiniens jüngere Geschichte ist verbunden mit der Philosophie Antonio Gramscis. Fragt man nach, so kommt ein Schulterzucken oder die

⁴ Fiori, S. 13.

vorschnelle Antwort: Er war der Gründer der Kommunistischen Partei Italiens. Schnee von gestern. Nun, sein Gesicht ist das Antlitz eines menschlichen Sozialismus. Hätte er überlebt, hätten seine Gedanken über die Welt aus dem kleinen Fenster der Zelle die Herzen und die Köpfe der Aufständischen des letzten Jahrhunderts erreichen können. Die Herzen der Partisanen, der Widerstandskämpfer, der Rätedemokraten, der Frauen um Clara Zetkin und Rosa Luxemburg. »Bella Ciao« hätte gesungen werden können von einer Bewegung des Demokratischen Sozialismus italienischer Prägung. Aber Gramsci starb zu früh, am Tag der Entlassung aus seiner Zelle, im Herbst 1937, kurz bevor die Nationalsozialisten die Welt in Angst und Schrecken versetzten.

Gramscis Geist brachte zu Beginn des letzten Jahrhunderts nicht nur Flugblätter oder Theorien, sondern auch Erzählungen, Kindergeschichten und Theaterkritiken hervor. In Turin verehrte der junge Gramsci die Schauspielerin Emma Gramatica. Er musste im Theater mit den Händen klatschen und mit den Füßen stampfen, um seiner Liebe Ausdruck zu verleihen. Dann trat sie vor den Vorhang und verbeugte sich. Ebenso verzehrte er sich in Erinnerungen an seine Kindheit auf Sardinien. Für kurze Zeit waren Liebe und Sozialismus, das Theater und die Geschichte Sardinien eng verbunden, zumindest in den Gedanken und Gefühlen des kleinen Herrn Gramsci.

Leidenschaft und Leiden sind den Sarden eng vertraut. Seit Menschengedenken wird ihre Insel erobert. Vom Meer herüber kommt nichts Gutes, droht Unheil: Mal waren es die Phönizier, Katharer, Piraten oder Araber, aber am schlimmsten waren die aus dem Piemont. Heute droht ihnen neues Leid. Der Fußabdruck im Mittelmeer, die Insel, ein Ort für Banditen und Individualisten, keineswegs für organisierte Kriminalität, ist seit der Pandemie für den Massentourismus und seit der Niederlage der Linken auch für die Mafia begehrt geworden. Noch sind Kreuzfahrtschiffe limitiert, aber immer mehr davon tauchen auf, legen in den Buchten von *Olbia* und *Alghero* an. Noch sind die Dörfer in den Bergen eingehüllt vom Nebel und in die Schweigsamkeit seiner Bewohner, noch ist der Flughafen von *Alghero* für den Nachtflugverkehr gesperrt. Aber die Insel hat sich verändert.

Im Sommer 1980 wusste ich nicht, wie man auf dem Land- und Wasserweg Sardinien erreicht, von wo die Schiffe, die Fähren ablegen, was die Tickets kosten. Ich wusste nichts. Weder in einem Reisebüro noch im italienischen Konsulat war eine Auskunft zu bekommen. Gott sei Dank kannte ich einen, aber nur einen, der schon auf Sardinien war, der das Meer und die Wellen liebte, der von den Buchten und der Weite des Meeres schwärmte, der mit dem Wind spielte, alles auf einem Brett.

Wie hingerotzt, ein Tropfen Speichel, ein Schluck Wasser, ein Fleck mitten im Meer. Wie eine Pfote. Links vom Stiefel. Die Spur eines Menschen? Ein Fußabdruck. Ein Tritt im Sand. Weg ist er. Die Griechen ga-

ben der Insel den Namen »*ICHNUSA*«.⁵ Ein Fuß muss es gewesen sein, ein Mysterium, das die Götter im Mare Nostrum zurückgelassen hatten. Die Götter müssen Füße und Flügel gehabt haben.

Wer baute die Nuraghen, wer mauerte das siebentorige Theben, von wem sind die Gräber der Giganten? Von den Phöniziern, den punischen Herrschern über Karthago? Ach, älter, geheimnisvoller. Die Römer kotzen: *Ichnusa*. Man muss es langsam aussprechen, ohne Bier im Mund, das K betonen und das A auslaufen lassen. Die ungefilterte Wahrheit ist wie ungefiltertes Bier. Das Birra Ichnusa ist dreckig, es gehört seit 1982 einer dänischen Bierbrauerdynastie. Den Sarden hat man das Braurecht genommen, selbst die Namen, daher ist ihre Sprache unaussprechbar geworden für andere, voller Konsonanten, dunkel, mit U und O, damit die Eroberer verwirrt werden, damit die Touristen nichts, wirklich NICHTS verstehen, damit die Insel unerreichbar wird. Über das Meer hört man den Gesang, die Stimmen der Tenöre aus *Bitti*, aus *Fono*, aus *Dorgali*, Obertöne von Kastraten.

Ichnusa liegt zwischen Europa und Afrika. Die Kartographen der Griechen erkannten, dass ein Gott nur einen einzigen Schritt brauchte, um die Kontinente Afrika und Europa zu verbinden. Der Umriss sieht aus wie der linke Fuß der Göttin Jana. Sie war dabei, die Gräber für ihre Männer anzulegen, mitten auf der Insel entstand im Fußabdruck ein riesiger Heldenfriedhof. An der Spitze, da, wo sonst die Zehen sitzen, ist die *Gallura*. Sie bildet die große Zehe, an die sich die Inselgruppe der *Magdalenen* anschmiegt. Von dort führt die Nordküste, die *Costa Paradiso*, in eine kleine Stadt auf einem Berg, nach *Castelsardo*; dann in das auf den ersten Blick hässliche *Porto Torres*, vorbei an Felsen und Strandbuchten nach *Stintino*, wo der Sand weiß wie Schnee und fein wie Babypuder ist. Die Eingeweihten kennen in *Pozzo San Nicola* den Weg zur besten Pasticceria der Insel: »Biscottificio Demelas«, die Zuckerbäckerei der Götter.

Die Unentwegten werden noch den Appendix, die kleine Zehe aufsuchen, dazu brauchen sie ein Schiff. Die geheimnisvolle Gefängnisinsel der Esel und der Verbrecher, die *Isola di Asinara*, ist ihre Reise wert. Dutzende, Hunderte weißer Esel beleben die Wiesen und die Berge, sie hausen in Ruinen, gebären ihre Jungen. Im nördlichen Teil der Insel befindet sich das ehemalige Gefängnis. Es wurde 1996 geschlossen, nur noch wenige Menschen leben in den Restbeständen der Dörfer und des Gefängnisbaus.⁶

Hier findet man ein kleines Haus mit einer Gedenktafel, darauf zwei Zitate der Mafiajäger Paolo Borsellino und Giovanni Falcone. An die-

⁵ »Ichnusa« ist die lateinische Übersetzung des griechischen Wortes Ichnôussa (ἰχνούσσα), was so viel bedeutet wie göttlicher Fußabdruck oder Spur.

⁶ Vgl. Roberto Saviano: *Falcone*. München 2024, S. 224ff.

sem Ort in den Bergen lebten die beiden mit ihren Familien für einige Monate, zwischen Eseln, Steilküsten und Macchia. Sie fanden Schutz, bevor sie nach Sizilien zurückkehrten, wo sie am 23. Mai und am 19. Juni 1992 durch die Bomben der Mafia getötet wurden.

Zweimal die Woche, morgens um 8 Uhr 30, fährt ein altes Schiff hinüber zur *Asinara*. Abends holt es die Besucher wieder ab. Tagsüber ist man frei und fast allein. Die Straße führt südlich zum alten Gefängnis, zu zwei Dörfern, in denen eine Handvoll Menschen leben. Die Berge sind unwegsam, überall laufen, liegen, stehen kleine Esel, grau, weiß und verwildert. Sie suchen Schutz vor der Sonne. Im Jahre 2016 drehte Gianfranco Cabbidu einen großartigen Film, der auf *Asinara* spielt: der »Stoff der Träume«, eine wilde Adaption von Shakespeares »Sturm«. In dem Film stranden zwei unterschiedliche Gruppen von Menschen auf der Insel: knallharte Verbrecher, die ins Gefängnis gebracht werden, und eine bunte Theatergruppe, die Shakespeares »Sturm« für die Gefängnis-mannschaft und die Gefangenen aufführen soll. Der Gefängnisdirektor auf *Asinara*, ein einsamer Mann und großer Shakespearekenner, der seine Tochter vor der Begehrlichkeit von Insassen und Soldaten beschützt, will nun mittels der Inszenierung herausfinden, wer von den Gestrandeten Verbrecher und wer Schauspieler ist. Der Plan ist gut, aber, wie häufig im Leben, kommt alles anders.

Als wir jung waren, war die Reise von *Frankfurt* nach Sardinien ein Abenteuer mit hochgesteckten Zielen. Vier Männer und ein Baby. Wir hatten wenig Geld, schlechte Landkarten, einen alten geliehenen VW-Bus und drei Kartons mit Pampers Windeln dabei, damit wir keine aus Stoff waschen mussten.

Wir fuhren nachts, weiß der Teufel warum. Um der Hitze zu entgehen oder einem möglichen Stau? Alle fuhren nachts, um irgendwo in Süddeutschland oder der Schweiz erschlagen aus dem Auto zu fallen, weil der Druck auf der Blase und der Durst auf Kaffee besonders groß war.

Das Kind hatte geschlafen, jetzt war es wach, hellwach, das enge Auto war kein Ort für ein krabbelndes, nach Muttermilch suchendes Kind mit Bewegungsdrang, aber wir mussten weiter. Im Hafen von *Genova* war das Wasser schmutzig und schwer. Früh am Morgen standen wir auf einem Parkplatz, bereits in der Gluthitze. Das Kind stolperte davon, die Männer hinterher. In einer alten Osteria fanden wir einen geschützten Ort.

Die Köchin war kugelrund, mit freundlichen schwarzen Augen. Sie kniff dem Kind in die Backen, bis es zu heulen begann. Dann aber kamen riesige Teller, Brot und Wein und eine Minestrone mit Fleisch und Gemüse. Sie war heiß, ungeheuer heiß in der Hitze des Tages. Alte Männer scherzten, junge Frauen drückten sich eng an den Tischen und unseren Körpern vorbei. Ach, wir waren Buben und alle Lust war rein.

Die Fähre wartete. Wir krochen in ihren Bauch, packten im stählernen Rumpf unsere Schlafsäcke, Brot und Wein, suchten auf dem oberen Deck nach einem Platz. Hunde liefen umher. Kabinen wurden verteilt. Wir hatten keine, brauchten keine, der Himmel und die Sterne beschirmten uns. Wir schlichen am Schiffsrestaurant vorbei – Pasta, Meeresfrüchte, goldener Wein –, rauchten und schauten dem Ablegemanöver der Schiffe zu. Wilde Matrosen packten die Taue mit ihren schönen Händen, ich verfolgte sie mit meinen Blicken. Als der Lotse von Bord ging, erinnerte er mich an eine Karikatur von Bismarck. So sieht das aus, wenn man seine Arbeit getan hat. Der Lotse sprang auf sein Schiffchen und ließ sich zurück in den Hafen von *Genova* bringen.

Das Meer war aufgewühlt, das Schiff schaukelte, ein paar Männer rauchten noch und standen an der Reling, das Festland verschwand, vor uns die dunkle Nacht. Wir schliefen rasch ein, hatten das Kind zwischen uns gelegt, damit es nicht fror oder gar weggrollte. Wir fünf mussten uns aneinander gewöhnen: vier junge Männer ohne Frauen und meine Tochter Jana, die abgestellt wurde. Um uns herum junge Paare, ein paar Kinder, allein reisende Männer, Rucksacktouristen, nordische Frauen, zarte Sardininnen. Als die Sonne aufging, sah ich Korsika.

»Ach was«, sagte der Matrose neben mir an der Reling, »das ist das Gefängnis für unsere Verbrecher.«

Ich war erleichtert. Die Banditen waren gefangen, meine Tochter war sicher. Eine Woche zuvor waren in der Toskana drei Deutsche entführt worden: die Kinder des ZDF-Redakteurs Dieter Kronzucker. Sie wurden dank einer groß angelegten Suchaktion gefunden, die Täter waren Sarden.

Macchia, Wacholder, Thymian, Rosmarin, Schafe und Petroleum. Hinter all dem Grün lagen die Schornsteine der Raffinerie von *Porto Torres*. Das Schiff fuhr mitten in die Stadt. Wir lagen an der Kaimauer, konnten den Leuchtturm berühren, den Sarazenturm küssen. Der sardische Lotse rauchte, Händler, Polizisten, Zöllner eilten geschäftig von links nach rechts.

Die Fähre spuckte uns aus. Wir hatten festen Boden unter den Füßen, die Erde Sardinien, irrten durch die morgendlichen Straßen, suchten eine Bar: »Quattro Cappuccino«.

Gerolf, ein schlaksiger, verträumter Kerl, der immer alles vergaß, dünner Bart, lange Haare. Duxi, ein kräftiger Bäckerbursche aus dem Westerwald, große Klappe. Udo, ein Laborant und Trotzki, schmaler Typ und freundlicher Charakter. Unbeholfen waren wir beim Anblick all der schönen Frauen. Die Kellnerin lachte uns aus, wir wussten nicht, warum. Wir hätten gerne noch vor uns hingedöst und dem sardischen Treiben zugeschaut, doch das Kind war hellwach. Ungeduldig drängte ich darauf, einen Platz für die Nacht zu finden. Der Tag hatte begonnen, wir ahnten nicht, wie heiß er werden würde. Die Sonne blendete,

der VW-Bus tuckerte mit 50 durch das Industrieviertel von *Porto Torres*. Nach wenigen Kilometern bogen wir ab, der Süden war unser Ziel. Vorbei an Hügeln, Schafherden, Bars, Straßendörfern. Wegweiser tauchten auf: *Alghero*. Das klang wie Algerien, die Stadt machte uns Angst. Wir wussten nichts, kannten keine Preise. Brot, Spaghetti, Pizza, Wein?

Sechs Kilometer vor der Stadt bogen wir ab, vorbei an dem Ort *Santa Maria La Palma*. Es gab eine Bar, eine Weinbau-Kooperative mit Vermentino und eine einsame Kirche. Wir kauften Wasser, Tomaten und Bier, kleine braune Ichnusa-Flaschen, und fuhren dem Meer entgegen. Im Wagen war es heiß, die Luft war staubig, Jana wurde unruhig, Duxi sang deutsche Wanderlieder. Ich erinnere mich, dass wir in einen Pinienwald kamen. Ein wilder Campingplatz. Nur Italiener, wieder diese schwarzen, schlanken Frauen, Kinder, Lärm, Freude, kleine Feuer und Sand. Wir waren in den Pinienwäldern von *Porto Ferro* gestrandet. Um uns herum waren hohe Berge und dazwischen eine riesige Bucht. Wild schlägt das Wasser vom Westen her ein, Dünen, der Schutz des Landes gegen das Meer. Begrenzt wird der Sandstrand von zwei verfallenen Türmen. Nur zwei Kilometer vom Meer entfernt krabbeln Schildkröten am *Lago Baratz*, einem kleinen Binnensee.⁷ Vorsicht: Krokodile und Mücken.

Vierzig Jahre später sind fast alle Dünen abgetragen, Campen im Wald ist verboten, am Strand gibt es jetzt ein paar Hütten, eine Gruppe junger Leute aus *Sassari* bewacht die Badegäste, alte Hippies verkaufen Schmuck. Manchmal sehe ich noch ein Campmobil in den Wald fahren. Mir wird schlecht beim Gedanken an die Hitze und den Staub.

Die Italienerinnen wunderten sich und fragten: »Dov'è la mamma della bambina?« »La mamma è in Germania per lavoro.«

Mein Freund Duxi schaute stolz, mein Freund Udo suchte nach Kräutern und seltenen Steinen. Gerolf, der Vierte im Bunde, lernte auf Sardinien spanische Vokabeln. So lebten wir vor uns hin, die ersten Tage, mit offenem Mund und müden Gliedern. Ich quälte mich morgens aus dem Schlafsack, die Hitze machte mir zu schaffen, das Kind dachte nur an eines und starrte den Busen fremder Frauen an.

Um Gramsci war es still geworden hier im Wald und wenn ich nach ihm fragte, nickten die Sardinnen und die Sarden, weil sie den Namen kannten oder dem Touristen nicht widersprechen wollten. »Sì, Antonio Gramsci!«

40 Jahre später laufe ich durch die Innenstadt von *Alghero*, ich suche ein Eisenwarengeschäft, eine »Ferramenta«, einen Schlüsseldienst. Ich muss den Hausschlüssel nachmachen lassen. Der Schlüsselmann soll Faschist sein, sagt mein Nachbar, »Fratelli d'Italia«. Seine Frau hat

⁷ Der Lago Baratz ein sardischer Süßwassersee.

tiefe Ringe um die Augen, ist griesgrämig, legt mir den neu gefertigten Schlüssel hin: »Tre Euro«.

Ihr Mann erblickt in meinem aufgeschlagenen Portemonnaie das Bild von Antonio Gramsci, das ich seit meinen ersten Aufenthalten auf Sardinien bei mir trage. Entsetzt schaut er mich an, dann wieder auf das Bild. »Ma questo è un comunista.« Ich schaue freundlich zurück und antworte, da habe er recht, aber zuallererst sei Antonio Gramsci doch ein Sohn Sardiniens, »un figlio di Sardegna«. Erstaunen. Die Augen werden größer. Stille. Dann kommt er hinter dem Verkaufstresen vor, als wolle er mich schlagen, ich weiche zurück, er nimmt mich kurz und unbeholfen in den Arm, dreht sich zu seiner Frau und sagt: »Solo due euro per il signore. Ha ragione. Gramsci è sardo.«⁸

Natürlich ist aus dem sardischen Saulus kein Paulus geworden und *Alghero* wird heute von einem rechten Bürgermeister regiert. Das ändert nichts daran, dass in dieser Stadt zwei bedeutende Theater stehen, dass es ein wunderbares Kino gibt und Musiker wie Claudio Sanno und Claudio Abbado.

Das wussten wir alles damals nicht, als wir mit dem Kind den Wald, die Bucht von *Porto Ferro* und den Nordwesten verließen, denn eine andere Insel wartete auf uns, die *Isola di San Pietro*, die im Südwesten Sardiniens liegt.

Auf dem Weg dorthin, auf halber Strecke, liegt *Ghilarza*. Hier hat Gramsci gewohnt. Vorbei an *Santa Maria La Palma*, dann auf die Nationalstraße über *Olmedo* auf die sardische Autobahn SS 131. Diese Prachtstraße, damals voller Baustellen, verbindet den Norden mit der Hauptstadt *Cagliari*. Viel zu schnell wechseln die Landschaftsbilder. Alte Minen, romanische Kirchen und viele Türme oder besser fein strukturierte Steine, die aufeinander liegen und Nuraghen heißen. Nirgends sonst auf der Welt gibt es diese Form der Nuraghe, den Turm, den Silo, das Symbol, Zeichen und Sprache einer vergangenen Welt. Wir staunten, das Kind lachte. Nach 123 Kilometern, vorbei an *Florinas*, *Torralba*, *Giave* und *Bonorva*, zweigt eine Straße ab in den Osten der Insel, aus der SS 131 wird die SS 129, es ist Niemandsland. Vorbei an *Macommer* bis zur nächsten großen Kreuzung der Provinzautobahn, wo die SS 131 zur 131 DCNN wird. Irgendwo in der Tiefebene sollte *Ghilarza* liegen. Wir näherten uns der Geschichte Gramscis. Dem Kind war es gleich, Udo ließ sich durch nichts von der Lektüre Leo Trotzki's abhalten. Gerolf ging die Totensuche auf die Nerven, aber Duxi, der lange im Knast gesessen hatte, wollte den kleinen Häftling mit dem Buckel kennenlernen. Wir waren vier Stunden gefahren, hatten Hunger, das Kind hatte Durst, da kam ein Schild: *Santa Cristina*.

⁸ »Nur zwei Euro für den Herrn. Er hat recht. Gramsci ist Sarde.«

»Da müsst ihr hin!«, hatte uns in Deutschland eine der vielen Mütter ans Herz gelegt, »Da ist die Wiege des Feminismus, da sind die Göttinnen zu Hause.«

Pozzo Santa Cristina liegt südlich von *Paulilatino*. Ein verlassenes Dorf mit Häusern aus Granit. Die Leute müssen reich gewesen sein – was ist geschehen? Ein großes Feld, Kastanienbäume, Felsen, Felsengräber, ein paar Hütten, ein einsames Anwesen mit einer geschlossenen Kassenbox. Wir hielten an, Jana war froh, laufen zu können, eilig rief ich sie mit Sonnenmilch ein. Ein braunes Wiesenfeld, die Sonne brannte, niemand war vor Ort. Mitten im Feld fanden wir eine Treppe, sie führte in die Erde. Vorsichtig stiegen wir hinab. Wie ein Spiegel: eine Treppe zum Himmel und eine zur Erde. Stufen aus Granit. Es war dunkel und ein säuerlicher Geruch stieg auf. Ein Feuerzeug wies uns den Weg. Plötzlich standen wir, das Kind an der Hand, vor einem Teich, einem See mitten in der Erde. Damit nicht genug: über dem See ein Loch, besser eine ovale Öffnung. Das Tageslicht schien herein, ein Strahl, ein Licht in die Vulva der Göttin. *Santa Cristina*, eine nuraghische Brunnenanlage, ein mystischer Ort: *Lux in tenebris*.

Ein Professor Arnold Lebeuf konnte durch exakte Vermessung von Treppen- und Brunnenraum zeigen, dass das Gebäude um 1000 v. Chr. eine außergewöhnliche Beobachtung erlaubte: Alle 18,6 Jahre während der großen nördlichen Mondwende erreichte das Licht des Vollmondes – in einem Einfallswinkel von $29^{\circ} 6'$ – die Ebene des Brunnenbeckens, ohne einen Schatten auf eine Stufe zu werfen; ein Vollmond konnte sich dann für kurze Zeit im Wasser des Beckens spiegeln. Heutzutage streift das Mondlicht in dieser Situation die untersten beiden Stufen, da sich die Mondbahn in den letzten 3000 Jahren leicht veränderte. Der Schatten, den das Sonnenlicht bei hohen Sonnenständen durch das Lichtloch an der Gewölbespitze wirft, könnte als eine Art Sonnenuhr gelesen werden, allerdings ist der Gewölbeabschluss möglicherweise ein späterer Einbau.⁹

Wir waren ganz still. Wir waren zurückgekehrt in den Leib einer gewaltigen Mutter. So standen wir da, bis Jana schrie. Sie hatte Hunger. Unser Problem war, dass wir keinen Flaschenwarmhalter hatten und die Milch für das Kind körperwarm sein musste. Wir zogen weiter, ohne die riesigen Grabstätten gesehen zu haben, die den Namen meiner Tochter trugen: »*Domus de Jana*«, Haus der Jana. Gräber von Göttinnen und Göttern.

⁹ Vgl. Arnold Lebeuf: *Nuraghic Well of Santa Cristina, Paulilatino, Oristano, Sardinia*. In: Ruggles, Clive (Hrsg.): *Handbook of Archaeoastronomy and Ethnoastronomy*. New York 2015, S. 1413–1420.

Ghilarza lag vor uns. Kein romantisches Dorf, durch das wir tappten. Damals lebten 2.000 Menschen dort. Eine offene Kirchentür, kein Schild. Es war Mittag, die Menschen hatten sich in ihre abgedunkelten Häuser zurückgezogen. Was tun? Eine kleine Bar war unsere Rettung. Der Bus stand in der Sonne und glühte, die Bar war angenehm kühl. Die junge Frau ließ uns vor dem Tresen stehen. Dann erbarmte sie sich. Wir bestellten Wasser und Vanilleeis. Umständlich fragte ich, ob sie uns die Milch warm machen könnte. Sie nickte. Als ich ihr die Flasche reichte, berührte sie meine Hand. Ich hätte bleiben können, für immer. Ihre Zuneigung galt dem Kind. Duxi bestellte Bier, Udo schrieb Tagebuch, Gerolf war verschwunden. Er kam von der Toilette nicht mehr zurück. Über den Hof der Bar musste er losgezogen sein, nach Irgendwo. An eine Entführung glaubten wir nicht. Gerolf war ein verträumter großer Kerl, einer, der lange in katholischen Internaten verwahrlost war, dem die Strenge dort jede Struktur des Tagesablaufes genommen hatte. Jeder Tag in seinem Leben war ein stiller Protest gegen jede Form von Ordnung und Klerus. Kirchen hielt er nicht aus, er ging in keine hinein. Udo fand ihn im Park, im Schatten einer Buche, auf einer Bank sitzend. Er lernte spanische Vokabeln, mitten in Italien.

»Dov'è la casa di Antonio Gramsci?« hatte ich die junge Frau gefragt. »Sinistra, destra e tutto dritto ...«¹⁰

Um die Jahrhundertwende lebte man in *Ghilarza* von der Landwirtschaft. Ein paar Landvermesser kamen 1899 in die Stadt, junge Männer mit neuen Ideen. Gramscis Bruder Gennaro fand Arbeit im Katasteramt und half, die Familie zu ernähren.

Die Einwohner von Ghilarza teilen die Arbeit auf in Getreideernte, Weinlese, Brennholzbeschaffung, Viehverwertung, Einzäunung und Erhaltung ihres Acker- und Weidelandes. Nach Möglichkeit möchten sie dabei ohne fremde Arbeitskräfte auskommen. Außerdem ist der Grund und Boden im Dorf so aufgeteilt, dass mehr oder weniger alle Einwohner Land besitzen: Deshalb fehlen Arbeitsplätze für einen ausgedehnten Anbau und die Bauern, die keine Knechte haben, helfen sich gegenseitig bei der Bestellung der Felder und bei der Ernte. Diese Aushilfswirtschaft nennen sie *a cambios* oder *a manu torrada*.¹¹

Als wir das Haus der Familie Gramsci erreichten, war es verschlossen. Wir hatten keine Erfahrung mit Öffnungszeiten in der Mittagshitze, wussten nicht einmal, dass aus der »Casa Gramsci« ein Museum geworden war. Was tun? Gerolf war wieder aufgetaucht, Duxi lachte, das Kind

¹⁰ »Wo ist das Haus von Antonio Gramsci?« [...] »Links, rechts und dann geradeaus ...«

¹¹ Vgl. Michele Licheri: *Ghilarza. Note di Storia civile ed ecclesiastica*. Cagliari 1902.

wurde langsam müde. Der Straßenverkehr rauschte vorbei, schmal war der Bürgersteig. Ich hatte Angst. Ein alter Mann kam um die Ecke mit einem Schlüssel in der Hand. Freundlich begrüßte er uns, öffnete die Tür, wir sollten hereinkommen, gerne könnten wir eine Weile bleiben. Die Frau aus der Bar hatte ihn angerufen. Im oberen Stockwerk gab es zwei Zimmer und eine Küche und dahinter einen umgebauten Stall. Das war alles. Hier lebte die Familie, während Ninos Vater im Gefängnis saß. Die kleine Jana tappte durch die Tür. Der alte Mann streichelte dem Kind über den Kopf. Ehe ich mich versah, eilte Duxi nach oben, öffnete eine Vitrine und setzte sich Gramscis Brille auf. Ich war schockiert, fürchtete, der Alte würde uns in hohem Bogen aus dem Haus werfen. Ich schnauzte Duxi an, aber der fühlte sich unschuldig. »Ich habe doch nix kaputt gemacht.«

Auch eine Möglichkeit, sich Gramsci anzunähern. Gramsci verstehen heißt, seinen Blick einnehmen, seine Betrachtungen teilen, der Armut nahe sein. Heute findet man auf der Homepage des Museums eine Maske des älteren Gramsci, sein Gesicht ist immer noch wohlgeformt, man erkennt die langen Haare. Seine Totenmaske sieht anders aus. Wir erschrecken. Das aufgeblasene, aufgedunsene Gesicht eines alten kranken Mannes. Das Elend von 17 Jahren Gefängnis liegt darin, nichts erinnert mehr an seine Schönheit, sein schmales Kinn, seinen klaren Blick. Da liegt ein Brief an seine Mutter vom Mai 1928:

»Liebe Mamma, ich möchte Dich gern ganz fest umarmen, damit Du spürst, wie lieb ich Dich habe und wie ich Dich für diesen Kummer trösten möchte, den ich Dir bereitet habe – aber ich konnte nicht anders handeln. Das Leben ist sehr hart, und manchmal müssen die Kinder ihren Müttern großes Leid zufügen, wenn sie ihre Ehre und Menschenwürde bewahren wollen.«¹²

Wir fahren weiter. Der Dachboden des Hauses beschäftigte mich noch lange. Dort hatten die Geschwister den kleinen Nino aufgehängt und versucht, ihn an den Füßen gerade zu ziehen. Der Buckel, der ihm gewachsen war, sollte wieder verschwinden. Nichts half. Wenn man den kleinen Mann mit dem großen Herzen verstehen will, muss man auf diesen Dachboden zurückkehren.

Am nächsten Morgen standen wir mit dem Bus auf einem Fabrikgelände, ein Schuppen, Kohlenstaub, Öl und Dreck. Schiffssirenen heulten, alte Taue lagen herum, Mütter weinten und junge Männer schraubten an Autos. Jana war fröhlich und spielte mit einem Stück Holz. Duxi schlief auf der Rückbank und Udo fuhr unseren alten wackeligen Bus. Es hoppelte und wir waren auf dem Schiff, einer Fähre für zehn Kraftfahrzeuge. Die Überfahrt dauerte 40 Minuten und wir kamen in ein Pa-

¹² Zitiert nach Fiori, S. 281.

radies – ein Sub-Paradies. *Carloforte*, eine genuesische Stadt auf einer sardischen Insel. Esel, alte Männer, die mit dicken Stöcken in den Händen auf großen Bänken sitzen, damit sie nicht umfallen. Riesige Kastanien spenden Schatten, am Hafen Restaurants, unbezahlbar für vier Gangster und ein Kleinkind.

Wir ließen das Städtchen hinter uns und fuhren an das Ende der Insel, an das Ende aller Straßen. Ein Campingplatz, ein Strand: die *Spiaggia dello Spalmatore*. Alles war da: Duschen und Disco, Waschmaschinen und Wäscheständer, deutsche Tageszeitungen und sogar eine Telefonzelle. Duxi zog los. Mit großen Augen. Er quatschte mit allen, die Männer nickten, die Italienerinnen staunten und die Kinder lachten. Duxi konnte kein Wort Italienisch, sprach Westerwälder Dialekt und die Italiener verstanden ihn. Er wurde eingeladen, aß hier und da, bekam Spaghetti und Oliven, trank ein Schlückchen Bier, überließ es uns, das Zelt aufzubauen. Gerolf war verschwunden. Udo, das Kind und ich versuchten, die Heringe in den Boden zu schlagen. Irgendwann würde es uns gelingen. Die Zelte des letzten Jahrhunderts waren eine handwerkliche Herausforderung für marxianische Intellektuelle.

Wir waren spartanisch ausgerüstet, keine Stühle, kein Tisch und dünne Unterlagen für die Nacht. Ich spürte jeden Kiesel. Nach einigen Tagen entschieden wir, dass einer aufbrechen müsse, um in Cagliari die Tickets für die Rückreise zu besorgen. Dummerweise hatten wir sie nicht auf dem Hinweg gekauft. Unser Plan: Das Kind sollte bei den drei Männern bleiben und ich per Bus oder Auto-Stopp nach Cagliari fahren und abends wieder zurück sein. Leichter gesagt als getan.

Im Bus war ein kleiner Mann mit Glatze, er lächelte mir zu. Als zwei Nonnen einstiegen, verdrehte er die Augen. Die Nonnen waren nicht sein Problem, eher die Kirche. Ich war frei und doch musste ich unentwegt an das Kind denken. Waren die anderen achtsam, konnte am Strand auch nichts passieren? Ich kam in *Cagliari* an, direkt am Hafen. Ich suchte das Büro der TIRRENIA und kaufte die Tickets. Er löst bummelte ich durch die Stadt. Es war laut und es roch nach gebratenem Fisch. Hier gab es alles. An einem Kiosk hing die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. »Un giornale tedesco.« »2.200 Lire.« »Perfetto.«

Ich suchte einen ruhigen Ort und fand einen Park, *Piazza del Carmine*. Am Ende der *Via Roma* biegt rechts die *Via Sassari* ab, sie führt in die Innenstadt. Der Park war überschaubar. Es war Mittagszeit, die Straßen leerten sich, ich war müde und setzte mich. In der Zeitung hatten sie das letzte Gedicht von Bertolt Brecht abgedruckt.

War traurig, wenn ich jung war.
Bin traurig nun und alt,
So, wann könnt ich mal wieder
lustig sein, es wäre besser bald.

Ich schmunzelte, spürte aber, dass etwas nicht stimmte. Ich hob den Kopf, auf der anderen Seite des Platzes standen drei junge Männer, eigentlich kleine Jungs, die mich anschauten. Aber nicht nur mich. Hinter mir musste noch wer sein. Ich drehte mich um, langsam, damit ich niemanden erschrecke. Drei weitere junge Männer, sie kamen auf mich zu. Ich stand auf, nahm meine Tasche, ging zu einem Brunnen in der Mitte des Parks. Pause. Die Jungs waren irritiert. Ich rannte los, rannte um mein Leben. Die Straßenräuber verfolgten mich, flink wie die Wiesel. Ich erreichte die *Via Roma*, ich war gerettet.

Ich trank erst einmal einen Espresso, spürte Lebenslust, wurde übermütig. Auf der Hinfahrt hatten wir zwei Anhalterinnen mitgenommen. Eine hatte mir ihre Telefonnummer gegeben. Ich ging zu einer Telefonzelle, warf so viele Gettoni ein, wie ich konnte und wollte die Schöne anrufen. »Pronto?« »Pronto.« Das zweite Pronto kam von mir und nach einer Pause formulierte ich mit Mühe den Satz: »Voglio parlare con Signorina Cinzia.«

Schreckliche Pause, dann hörte ich nur ein Brummen, darauf ein derbes »No« und es wurde aufgelegt. Cinzia war für immer verloren. Ich musste mich auf den Heimweg machen. Der Zug eilte durch *Sulcis*, die Südwestregion der Insel. Am Ende der Bahnstrecke stand der Bus, der uns wieder über die Berge zum Hafen fahren musste. Ich sah den Mann mit der Glatze und winkte ihm zu. Der Bus verspätete sich. Die Fahrgäste schimpften. Wir würden die letzte Fähre verpassen. Panik kam auf. Was war mit Jana? Ich wusste nicht einmal, wie der Campingplatz hieß. Die Leute im Bus protestierten. Es war ein herrlicher Aufruhr.

Der Bus kam an, die Fähre war weg. Der Fahrer wurde von allen Fahrgästen zu einer Bretterbude begleitet, als wäre er ein Gefangener. Umständlich holte er hinter dem Fenster ein Telefon hervor, nahm den Hörer. »Pronto?« Alle waren mucksmäuschenstill. Der Fahrer erreichte niemanden. Keine Chance. Es klingelte erneut. »Sì, Sì ... Sissi?« Das Gesicht des Fahrers veränderte sich. Wir waren gerettet, die Reederei der TIRRENIA schickte die Fähre noch einmal los, um uns abzuholen. Es hatte sich gelohnt zu kämpfen.

Wir sollten uns auf zwei Stunden einrichten. Einige setzten sich auf die Kaimauer, andere an die Bushaltestelle. Der Mann mit der Glatze, Ireneo, lud mich in der Bar zu einer Pasta ein. Wir verstanden uns, zumindest meinte ich den Mann zu verstehen. Er war Schlagwerker im Opernhaus von *Cagliari* und seine Eltern lebten auf der *Isola di San Pietro*. Er bestellte »Spaghetti Genovese«. Ich schaute ihn erstaunt an und er erklärte mir, dass die ganze Insel ligurisch sei, aus Ligurien seien die Menschen damals vor den Piemontesen geflüchtet. Auch er sei nur ein halber Sarde. Wein floss, er zahlte die Rechnung, dann kam das Schiff und wir beide standen kurze Zeit später an Deck und sangen. Mackie Messer in deutscher und in italienischer Sprache. Wir waren glücklich.



Thunfischfang in Carloforte auf der Isola di San Pietro

Plötzlich brach er ab, wirkte verzweifelt, sprach von Mackie Messer und der Mafia. Wollte er mir sagen, dass der Einfluss der Mafia bis in die Oper, bis in das Orchester hinein reiche?

Unser Schiff erreichte den Hafen von *Carloforte*. Mein Freund schwieg. Er fragte, ob er mich begleiten sollte, der Weg zum Campeggio sei weit. Nein, das sei nicht nötig. Ich käme klar. Er schaute mich an, umarmte mich und war verschwunden.

Ich lief gen Süden, kam vorbei an den Salinen, an verfallenen Häusern, an einer Bar, aus der fröhlicher Lärm drang. Motorroller fuhren an mir vorbei. Es wurde stockdunkel. Ich hörte Hunde bellen, ich bekam Angst, lief und wurde atemlos. Ich ging langsamer, holte mein Taschenmesser heraus und klappte es auf. Wie ging es meinem Kind? Da, ein Geräusch. Ein Fuchs? Scheinwerfer kamen mir entgegen, ein Wagen fuhr langsam an mir vorbei. Ich lief weiter, dann hörte ich eine Vespa, sie überholte mich, stoppte, ein junger Mann stieg ab, keine 20 Jahre alt. Er forderte mich auf, hinter ihm Platz zu nehmen. Er fuhr knatternd los. Motor und Keilriemen des Rollers lagen offen, ich fürchtete, mit den Füßen in die Kette zu kommen. Ich hielt mich an ihm fest, spürte sein Herz, hätte ihn aus Dankbarkeit küssen können. Ich dachte an Pasolini. Der Junge würde mich erschlagen. Wir waren am Eingang des Campingplatzes angelangt: »Grazie, mille grazie.«

Er grinste, nickte und brauste davon. Lange blieb ich stehen, schlich dann zum Eingang, über den Platz. Im VW-Bus fand ich Duxi neben dem Kind. Udo und Gerolf schliefen im Zelt. Beide schnarchten. Ich legte mich zu ihren Füßen und schlief ein.

Am nächsten Morgen frühstückten wir zusammen. Meine Freunde waren stolz, auch ohne mich ein Kind behütet und geschützt zu haben. Bald darauf verließen wir die *Isola di San Pietro* und fuhren zurück in den Norden. Im großen Ganzen verstanden wir uns gut, aber manchmal war es anstrengend, Gerolf zu verstehen. Immer wenn es um Arbeit ging, verschwand er. Wir hielten es für die Marotte eines jungen Mannes aus reichem Hause. Es war wieder glühend heiß und die Windeln gingen uns aus.

Auf einmal ein lautes Geräusch und der Wagen stoppte. Einer stieg aus. »Los, lass uns das Ding von der Straße schieben.« Gott sei Dank gab es eine Parkbucht. Jana bekam eine Flasche mit Tee, sie spielte am Straßenrand. Nach kurzer Zeit kam eine Polizeistreife vorbei: »Dov'è la mamma?«

Ich antwortete, die Mutter des kleinen Mädchens sei in Deutschland. Die beiden Polizisten waren fassungslos, sie gingen um den Bus herum, sie verstanden uns nicht. Einer setzte sich auf den Fahrersitz und versuchte, den Bus zu starten. Das Geräusch wiederholte sich. Jana weinte. Der ältere Polizist schüttelte den Kopf und führte Selbstgespräche. Dann kam er zu mir, deutete auf das Kind und erklärte, was nun zu geschehen habe. Mit Händen und Füßen wurde es mir klar. Der Bus musste abgeschleppt werden. Die nächste VW-Werkstatt war in *Sassari*, dahin musste der Schrottwagen, für mich und das Kind würde er ein Auto anhalten. Ehe ich mich versah, saß ich mit Jana in einem Lieferwagen. Der Polizist hatte den Fahrer angewiesen, mich und das Kind in die Stadt zu bringen.

Der Fahrer, ein kleiner dicker Mann von etwa 50 Jahren, redete unentwegt. Schließlich gab er auf und fing an, mit einer wunderbaren Stimme sardische Volkslieder zu singen. Zwischendurch den unverkennbaren Obergesang. Jana schien das Angst zu machen, aber sie hatte den Heiligen Christophorus entdeckt, der als Plastikfigur auf der Konsole unter dem Rückspiegel festgeklebt war. Das Kind hangelte danach, packte den Heiligen und riss ihn ab, nicht ganz, an einer Ecke blieb er angeklebt und klapperte mit der Nase gegen das Plastikbord. Der Mann schaute mich entsetzt an, dann fiel sein Blick auf das Kind. Ach ja, das Kind. In Windeseile klärten sich seine Gesichtszüge auf, denn ein Kind, ein unschuldiges Kind darf man nicht schimpfen, selbst wenn es die Figur eines Heiligen flachlegt. Ich war glücklich, ich war in Italien, auf Sardinien, und mein Fahrer war ein wunderbarer Mensch mit einem großen Herzen.

Wir erreichten die Stadt. Ich wusste nicht, wo er mich absetzen würde, ich wusste nicht, wie und wann meine Freunde mit dem Bus ankommen würden, ob unser Geld reichen würde, meine Geduld und meine Kraft.

Sassari ist eine Provinzhauptstadt, die kleinen Betriebe liegen unten im Tal und oben die *Piazza Roma*. Der Fahrer setzte mich am Bahnhof

ab, streichelte dem Kind übers blonde Haar. Irgendwie würde ich mich durchschlagen. Aber wohin in der Hitze? Wo könnte ich die Milch für Jana wärmen? Ich fand eine verruchte Kneipe am Bahnhof, alte Männer rauchten, tranken Bier und waren am Diskutieren. Es war eine Zeit, in der es nicht nur um Fußball ging, auch um die Zukunft, den Fischfang, den in Sassari geborenen Sarden Enrico Berlinguer und die Reichen.

Der Fremde und das Kind brachten ihnen eine Abwechslung. Normalerweise trank ich kein Bier, wenn ich mit dem Kind unterwegs war, aber die Männer schenkten mir ein, holten die Billardkugeln vom Tisch und warfen sie auf dem Boden, dem kleinen Mädchen zu. Jana rannte ihnen nach. Die bunten Bälle rollten durch die Kneipe. Für das Kind war das wunderbar nach all den heißen Stunden und es tippelte glücklich durch den Zigarettenqualm. Wo aber waren meine Freunde, das Auto, und wo vor allem, wo schliefen wir in dieser Nacht? Ich wurde unruhig. Die alten Männer hatten ein feines Gespür. Sie machten sich auch Sorgen, legten mir ihre Hände freundlich auf die Schulter.

Ich musste weiterziehen, mit dem Kind auf dem Arm. Auf den Berg hinauf an alten Palästen vorbei. Viele kleine Läden schlossen gerade ihre Rollgitter. Ich stand vor der Universität. Überall junge Studentinnen und Studenten in meinem Alter. Niemand beachtete mich. Ich war am falschen Ort. Zurück in die Vorstädte. Dort sind die Autoreparaturwerkstätten, es riecht nach Öl und Schrott, ausgediente Reifen liegen herum. Das Meer ist fern, aber die Mühsal liegt offen, die Arbeit, der Alltag sind ganz nahe. Vor einem Vordach hatten wir uns hingesezt. Das Kind war müde, wir beide waren hungrig. Gegen Abend sah ich einen Lkw, auf dessen Ladefläche unseren Bus und ins Führerhaus gequetscht vier Männer: der Fahrer rauchend, Duxi grinsend, Udo mit nachdenklichem Gesicht und Gerolf ballte die Faust aus dem Fenster, als käme hier die Vorhut der Revolution, ach was, aller Revolutionen des 20. Jahrhunderts in Zukunft und Vergangenheit. Das Kind war gerettet. Wir lachten, die Sonne ging unter, ich war von Herzen froh.

Reiserouten (ausgewählte Orte)

1. Porto Torres – Sassari – Lago Baratz – Alghero – Pozzo Santa Cristina – Ghilarza – Isola di San Pietro – Cagliari
2. Olbia – Posada – Santa Lucia – Siniscola – Orgosolo – Posada
3. Porto Torres – Gallura – Arzachena – Castelsardo – Oristano
4. Alghero – Santu Lussurgiu – Cuglieri – Olbia
5. Muravera – Villasimius – Quirra – Cala Goloritzé
6. Porto Torres – Costa Smeralda – Portisco
7. Fluminimaggiore – Buggerru
8. Buggerru – Porto Flavia – Sanluri – Nuoro – Piras – Posada
9. Posada – Santa Lucia – Dorgali – Cala Ganone – Isili – Sanluri – Guspini – Buggerru
10. Tempio Pausania (Gallura)
11. Le Dune Piscinas (Monreale) – Isola di Maddalena – Palau
12. Cagliari – Pula – Oristano – Tharros
13. Alghero – Fertilia
14. Mamoiada
15. Villasalto – Quirra – Perdasdefogu – Jerzu – Gairo Vecchio – Nuoro
16. Lula
17. Osilo
18. Argentiera

Orte der Reiserouten (Auswahl)



Bahnlinien auf Sardinien

- Staatsbahn (Ferrovie dello Stato)
- Schmalspurbahn (Ferrovie della Sardegna)
- Touristische Linien (Trenino Verde)



VSA: Kulturelle Hegemonie



Pierre Bourdieu

Wie die Kultur zum Bauern kommt

Über Bildung, Klassen und Erziehung
Schriften zu Politik & Kultur 4

Herausgegeben von Margareta Steinrück

Aus dem Französischen von Franz Hector,
Jürgen Bolder und Joachim Wilke

208 Seiten | € 18,90

ISBN 978-3-87975-803-6

Bourdieu's Analysen zeigen die Möglichkeiten für eine wachsende Autonomie der Individuen durch Bildung und damit für den sozialen Wandel. Emanzipatorische Bildung zielt auf die Wiederaneignung der Kultur durch die kulturell enteigneten Klassen.

VSA:

Prospekte anfordern!

VSA: Verlag

St. Georgs Kirchhof 6

20099 Hamburg

Tel. 040/28 09 52 77-0

Fax 040/28 09 52 77-50

Mail: info@vsa-verlag.de



Pierre Bourdieu

Die Intellektuellen und die Macht

Ein hellrotes Bändchen aus 50 Jahren
Verlagarbeit – hier die 1990er

108 Seiten | Herausgegeben von Irene Döl-
ling | Aus dem Französischen von Jürgen

Bolder unter Mitarbeit von Ulrike Nord-
mann und Margareta Steinrück

Klappenbroschur | € 14,00

ISBN 978-3-96488-150-2

Auf der Suche nach der Rolle von Intellektuellen kommen wir nicht an Pierre Bourdieu's Analysen vorbei. Für den 2002 verstorbenen französischen Soziologen ist die Kommunikation die größte Hürde für eine Verständigung zwischen den Intellektuellen und unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen. Diese zu überwinden funktioniert nur, wenn Intellektuelle »Ihr eigenes Denken, Ihre Aussagen, Ihre soziale Situation, Ihre Praxis« – und auch ihre Privilegien – zu hinterfragen in der Lage sind.

www.vsa-verlag.de